

Liebe Freundinnen und Freunde des Hospizes Schöneberg-Steglitz,

unser Jubiläumsjahr ist angebrochen: Der ambulante Hospizdienst existiert seit 25 und das stationäre Hospiz seit 20 Jahren. Als Mitarbeiter, der im ersten Jahr zum Hospizdienst stieß und Entstehung und Aufbau des stationären Hospizes begleitete, gehen mir vor diesem Hintergrund viele Begebenheiten durch den Kopf. Beglückende, traurige, beängstigende, lustige. Im Gegensatz zur vorigen Ausgabe, die den Blick in die Zukunft richtete, bietet das Jubiläum die Gelegenheit zurückzuschauen und sich zu erinnern – an Dinge, die bewegten, die Zweifel säten, uns ärgerten, Begebenheiten, die uns lehrten, uns versöhnten und uns demütig machten. Meine Einladung an haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende, dies gemeinsam zu tun, hat Früchte getragen, und so können wir einen ganz prall gefüllten und bunten »Präsentkorb« vor Ihnen ausbreiten, denn wer sagt eigentlich, dass nicht auch ein Jubilar ein Geschenk machen kann!

Diese Jubiläumssedition wird gleichzeitig auch die letzte Ausgabe des Newsletters sein. Vielleicht wird es in Zukunft einmal einen neuen geben in neuem Gewand. Aber nun schwelgen Sie in den Berichten, lassen Sie sich berühren. Hier kommt das pralle Leben.

Stefan Schütz

Stefan Schütz,
Leitung Ambulanter Hospizdienst



Ein unerwartetes Geschenk

»Naja«, hatte ich bei mir gedacht, »man weiß ja nie, ob man's nicht doch mal gebrauchen kann«, als ich mich in die Geheimnisse der Benutzung der Körperambura habe einweisen lassen. Danach britzelte das Thema nur manchmal im Hintergrund auf, wenn ich zum Präsenzdienst im Hospiz war. Etwas verzagt dachte ich an eine mutige Kollegin, die, als während des Präsenzdienstes sonst nichts zu tun war, sich einfach mit dem Instrument in den Flur platzierte und drauflos spielte, was, wie sie später begeistert erzählte, »viele überraschende Begegnungen nach sich zog«. Aber so was traute ich mich nicht.

Umso erfreuter nahm ich den Faden eines Gastes auf, der mir ganz überraschend von seiner ersten Begegnung mit dem Instrument eine Woche zuvor erzählte. Tapfer schlug ich vor, beim nächsten Besuch das Gerät mitzubringen. Voller Elan borgte ich das Saiteninstrument aus, und gemeinsam

begutachteten wir in der Woche darauf den fremden Gegenstand, betasteten den sorgfältig ausgearbeiteten Resonanzkörper und probierten gemeinsam aus, was für Töne dem Objekt unseres Interesses zu entlocken waren. Schließlich, immer noch ein bisschen aufgeregt, setzte ich mich vors Bett und spielte drauf los, was eigentlich keine große Kunst ist, da man dabei kaum etwas falsch machen kann. Mein Gast war ganz Ohr, wie man so schön sagt. Bei ihm stimmte es wirklich. Dann, nach einiger Zeit, äußerte er den Wunsch, selbst zu spielen. Da er das Instrument nicht selbst halten konnte, rückte ich nah heran und hielt den Klangkörper stabil.

Der Moment der Aneignung, so zart und überaus verhalten: Mit einem Finger strich er so leicht über die Saiten, dass kaum ein Ton entstand. Zugleich strahlte er eine hohe Konzentration, intensive Neugier und dichte Präsenz aus. Er war im Tun völlig selbstver-

Das Glasauge

→ sunken. Dann plötzlich hob er den Blick, strahlte mich an und sagte: »Macht das einen Spaß!« – Was für ein Geschenk!

*Sabine Würich,
ehrenamtliche Mitarbeiterin*



Ein Gast, eine gut gekleidete, sehr auf gutes Aussehen bedachte Frau, zieht ein. Sie hat aufgrund eines Tumors ein Glasauge. Und zwar nicht nur ein Glasaug, sondern auch eine Hautplastik drum herum. Das künstliche Auge ist geschminkt, Lidschatten, Wimperntusche ... Der Nachteil ist, dass das gesunde Auge farblich abgestimmt geschminkt werden muss. Die Frau ist sehr offen, sie antwortet bereitwillig auf all unsere Fragen, erzählt auch, wie sie sich seit Jahren schon in Selbsthilfegruppen für Menschen mit Gesichtsprothesen engagiert.

Im Nachtdienst höre ich sie beim Kontrollgang laut schnarchen, sie scheint gut zu schlafen, aber als ich ins

Zimmer gehe, schaut sie mich hellwach an. Was nun? Ich spreche sie lachend an: »Sie sind ja wach!« Sie schnarcht weiter. – Oh, nur das künstliche Auge ist »wach« ...

Einige Wochen später sitzt sie in der Küche, sie hat uns mittlerweile alle bezirzt mit ihrem Charme. Sie unterhält die ganze Runde der Gäste und Pflegenden. Einmal erzählt sie besonders witzig, kriegt einen heftigen Lachanfall und schwupps hüpfst ihr das Auge mit Umgebung quer über den ganzen Tisch.

Und, oh Wunder, kein betretenes Schweigen, sondern lebhaftes Lachen erfüllt den Raum.

*Anne Aslan, ehemalige Krankenschwester
im stationären Hospiz*

Von Engeln und Himmelskörpern

Es war eine meiner ersten Begleitungen. Ich lernte sie vor vielen Jahren kennen. Als ich ihre Wohnung betrat, fielen mir gleich die vielen Engelsfiguren auf, die sie überall aufgestellt hatte. Wir kamen gut miteinander ins Gespräch, und schnell stellten wir fest, dass wir uns beide für Astrologie interessierten. Die Astrologie war ein Tür-

öffner und auch die Tatsache, dass ich den Astrologen, der ihr ein Horoskop gestellt hatte, persönlich kannte. Meine Begleitete hatte privat nicht viel Glück, ihr schwieriges Beziehungsleben war deshalb häufiger Thema, wenn sie ihr Herz ausschütten musste. Die Krankheit schritt unter den Augen ihrer Engel voran. Es war



klar, dass sie es alleine zu Hause nicht schaffen würde. Als wir über eine mögliche Aufnahme im stationären Hospiz sprachen, sah sie diese Einrichtung als Vorhof zum Himmel, sie, deren Name der eines Erzengels war.

*Barbara Ihnow,
ehrenamtliche Mitarbeiterin*

Für kurze Zeit im Paradies

Meine Bekanntschaft mit Herrn E. währte nicht lang. Herr E., 78 Jahre alt, ehemals Sänger, litt an COPD und wohnte allein. Er hatte sich eine Begleitung gewünscht, auch um mal aus seiner Wohnung rauszukommen. Meinen ersten Besuch sagte er ab, weil er gerade sehr an Atemnot litt. Beim zweiten Versuch fiel ihm das Sprechen schwer und er berichtete, dass er in der Nacht eine Panikattacke erlitten und seinen Freund gebeten habe, zu ihm zu kommen. Vor der nächsten Nacht graue ihm schon. Er wisse nicht, wie es weitergehen könne.

Vor dem nächsten verabredeten Besuch rief ich wie vereinbart vorher an, um zu hören, ob es ihm ausreichend gut gehe für einen Besuch. Herr E. sagte, es gäbe Neuigkeiten. Er komme in zwei Tagen ins Hospiz. Am nächsten Tag rief er an: ob ich jemanden an der Hand hätte, der ihm ein paar Sachen einpacken könne. Ich bin dann gegen Abend zu ihm und habe auf seine Bitte hin noch ein paar Kleinigkeiten, im Wesentlichen Kosmetikartikel und Andenken, zusammen- gesucht und eingepackt. Wäsche und Kleidung standen schon verpackt im Wohnzimmer. Auf meinen Wegen durch die Wohnung wurde deutlich, dass es mit dem Allein- Wohnen nicht nur wegen der Angst vor den

Nächten nicht mehr gut ging, sondern nur im Wohnzimmer noch ein Anschein von Normalität aufrechterhalten worden war. Herr E. war erleichtert über den bevorstehenden Umzug. Der Abschied von seiner Wohnung schien ihm nicht schwerzufallen. Nach einiger Zeit kam sein Freund, der noch Verschiedenes für ihn besorgt hatte und auch den Transport am nächsten Tag



begleiten würde. Er bat mich in die Küche, um mir dort die beachtliche Anzahl gerahmter Urkunden, die Herr E. für vielfältiges ehrenamtliches Engagement, unter anderem für ein Kinderhospiz, bekommen hatte, zu

zeigen. Da war ich sehr froh, dass ich mir die Zeit genommen hatte, ihm beim Packen seiner persönlichen Sachen zu helfen.

Zwei Tage später habe ich ihn im Hospiz besucht, und wir haben uns zum ersten Mal länger unterhalten können. Herr E. erzählte von seiner Familie, dass er auch Sterbebegleiter war, wie er Sänger wurde und wo er gelebt und gearbeitet hat. Ausgetauscht haben wir uns über Museen und Städte und dabei gemeinsame Interessen festgestellt. Den Aufenthalt im Hospiz empfand Herr E. so, als sei er »im Paradies gelandet«. Er freute sich über seine frisch gewaschenen Haare, das schmackhafte Essen, die freundliche Bewirtung seiner Besucher und die Terrasse mit Sonnen- bzw. Regenschirm zum Rauchen. Ich ging mit dem Gefühl, dass eine schöne Begleitung begonnen hatte.

Bei meinem nächsten Anruf wenige Tage später war Herr E. schon verstorben.

Sein Aufenthalt im Paradies war nur von kurzer Dauer. Bestattet worden ist er anonym. Nichts er-

innert mehr an diesen feinen Mann. Das geht mir nach.

*Christine Pott,
ehrenamtliche Mitarbeiterin*



An der Kante

Leben, teilweise ohne Wohnung, teilweise sehr gewalt- und alkoholgeprägt. All das schon eine Weile her, mittlerweile arbeitete sie als Pflegehelferin.

Nach einigen Tagen bei uns war sie weg. Die Hospiztür ist nicht abgeschlossen. Sie wollte nicht bei uns sein und – so schien es im Nachhinein – auch nicht in diesem Leben.

Als sie wieder auftauchte und berichtete, was gewesen war, wurde sie für eine kurze Zeit in eine psychiatrische Abteilung eines Krankenhauses verlegt, kam aber bald wie-

der zu uns zurück. Sie war ins Märkische Viertel gefahren, zum höchsten Hochhaus, und dort auf das Dach gestiegen. »Ich kenne mich da aus, ich weiß, wie man auf das Dach kommt«, sagte sie später.

Da hatte sie gestanden, am Rand vor dem Abgrund, und wollte sich hinunterstürzen. Da oben an der Kante hat sie sich – vielleicht zu ersten Mal in ihrem Leben – entschieden, leben zu wollen. Sie war angekommen im Hospiz, im Leben, und starb zehn Tage später.

*Almuth Lohoff,
Sozialarbeiterin im stationären Hospiz*

Sie kam zu uns aus dem Krankenhaus. Die Diagnose hatte erst vier Wochen vorher stattgefunden, ein Lungentumor mit vielen Metastasen. Sie wollte nicht bei uns sein, eine alleinstehende Frau, ein schwieriges

Zweierlei Schweigen

Ein Mann mittleren Alters liegt auf der Palliativstation im Universitätsklinikum, von dort wird um eine Sitzwache gebeten. Der Mann hat auf der Straße gelebt, Angehörige aus Westdeutschland sind auf dem Weg nach Berlin. Als ich das Zimmer betrete, liegt der Mann im Koma, ruhig atmend, auf dem Rücken liegend im Bett. Ich begrüße ihn und sage ihm, dass ich hier bin, weil seine Familie aus Westdeutschland nicht so schnell anreisen kann, lese ihm vor, summe eine ruhige Melodie, und plötzlich kommt eine Gruppe junger Mediziner/innen, ca. zwanzig Personen, mit ihrer Dozentin ins Zimmer. Die Dozentin erklärt übergangs- und teilnahmslos die Situation des Patienten.

Mitten in ihrem Vortrag gibt es einen lauten und tiefen Atemzug, der Brustkorb des Mannes hebt und senkt sich, es hat den Anschein, als ob er sich aufrichten will. Ringsum betretenes Schweigen, dann verlässt die Gruppe wortlos das Zimmer.

Bei mir kommen Gedanken und Bilder: »Da hatte ich doch noch einen großen Auftritt mit Publikum« und »Jetzt hab ich meine Ruhe!«.

Das Verhalten der Dozentin fand ich befremdlich, und irgendwie musste ich innerlich

schmunzeln, wie der Mann in seinem Sterbeprozess dominant den Raum erfüllte, sie wortlos in ihre Schranken wies.

Ingrid Zingler, ehrenamtliche Begleiterin



Nur einen Steinwurf entfernt

Der Anruf kam am späten Nachmittag, kurz vor unserem monatlichen Treffen mit den Ehrenamtlichen. »Meine Ex-Frau ist schwer krebserkrankt. Mein Sohn hat mich angerufen. Er sagt, es geht ihr nicht gut. Ich selbst kann nicht hinfahren, ich lebe in Süddeutschland. Können Sie mal nachsehen?« Zum Glück wohnte die Frau gleich um die Ecke, und so machte ich mich auf den Weg.

Ein ca. 12-jähriger Junge öffnete mir die Tür, verängstigt, ohne Worte. Er verschwand gleich in seinem Zimmer, wo ein Computerbildschirm leuchtete. Manchmal scheint sich das Leid der Menschen wie ein Film auf alle Gegenstände und Möbel zu legen, ein grauer Film, der alle Farben egalisiert. Auf einem verschlissenen Sofa lag die sterbende Frau, auf den ersten Blick unter Schmerzen, die Augen weit geöffnet und starr auf etwas gerichtet, dass ich nicht erkennen konnte.

Meine Versuche, mit ihr in Kontakt zu treten, wehrte die Frau ab, und als ich ihr vorschlug, ihr eine Palliativärztin und eine ehrenamtliche Begleiterin zu vermitteln, die sich um ihren Sohn kümmern könnte, lehnte sie vehement ab. Ich dachte nicht lange nach und erklärte ihr, dass ich mich angesichts ihres Sohnes und ihres Zustandes über ihr Verbot hinwegsetzen würde.

Was dann geschah, war eines der kleinen Wunder, die ich nicht nur einmal erleben durfte: Nach zwei kurzen Telefonaten hatten sich eine Palliativärztin und eine Ehrenamtliche bereit erklärt, sich

umgehend auf den Weg zu machen. So konnte ich erst einmal beruhigt ins Hospiz zurückkehren. Nach der Veranstaltung im Hospiz rief ich die Ehrenamtliche an. Ich erfuhr, dass die Frau in der Zwischenzeit verstorben war. Kurzentschlossen verabredeten wir uns bei der Ehrenamtlichen, um uns auszutauschen.



Der Tod war sehr schnell eingetreten. Eine schlichte Kerze half, der besonderen Situation einen Rahmen zu geben und den grauen Film verschwinden zu lassen. Der Sohn, der sich die ganze Zeit in sein Zimmer zurückgezogen hatte, konnte sich von seiner Mutter verabschieden. Die Eltern eines Schulfreundes erklärten sich bereit, den Jungen zu sich zu nehmen, bis der Vater aus Süddeutschland eintreffen würde.

Es dauerte eine Weile, bis sich unsere Aufregung und unser Entsetzen gelegt hatten. Viele Gedanken und Fragen schwirrten durch den Raum: Wie lange ging das schon – nur einen Steinwurf vom Hospiz und der Wohnung der Ehrenamtlichen entfernt? Was hatte der Sohn schon alles erleben müssen? Hatte er sich jemandem anvertraut? Warum hatte sich seine Mutter – selbst Ärztin – so schwergetan, Hilfe anzunehmen?

Irgendwann versiegte das Gespräch. Still saßen wir dort, schauten aus dem Wintergarten in den Nachthimmel. Zwischen uns zwei Gläser und eine leere Flasche Sekt.

Stefan Schütz, Leiter Ambulanter Hospizdienst

Rheinland

In einer meiner ersten Begegnungen treffe ich einen Mann mit Glioblastom. Er hat wohl in besseren Zeiten Gitarre gespielt und Lieder geschrieben. Vielleicht finde ich ja über die Musik eine Verbindung zu ihm. Aber seine Sprache ist durch den Tumor schon so weit gestört, dass seine Sätze für mich keinen Sinn mehr ergeben. Ich versuche, mich in vagen Antworten durch das, was ich verstehe und das, was ich rate, hindurchzutasten. Die Atmosphäre ist freundlich – aber ob wir miteinander oder aneinander vorbeireden, weiß ich nicht. Was ich aber höre, ist sein rheinischer Tonfall. Ich wechsle also ebenfalls in meinen heimatischen Dialekt – und hier reagiert er ganz un-



mittelbar und sehr positiv. Die weitere Unterhaltung bleibt inhaltlich rätselhaft, schwingt aber musikalisch hin und her in rheinischen Klängen. Ich gehe hinaus mit einem Lächeln und einem Gefühl von rätselhaftem Sinn.

Ulrike Brand, ehrenamtliche Mitarbeiterin

Geschenkte Jahre

Durch die Vermittlung unseres Hospiz-Koordinators lerne ich im Krankenhaus Herrn S. (ca. 60 Jahre alt) kennen, den ich offiziell ein Jahr begleitete. Er will auf keinen Fall operiert werden, ist aber weiterhin in ärztlicher Begleitung und bekommt Opiate zur Schmerzlinderung. Innerhalb dieses Jahres erklärt er bestimmt: »Ich will mindestens noch drei Jahre leben!« Er ist Alt-Sechziger mit langen flusigen Haaren. Ich habe ihn nie ohne Hut und Anzug erlebt, und er strahlte eine große Würde aus. Er hat viel in seinem Leben er-



lebt als Künstler, als Theatermensch, auch als Chauffeur und Friedhofsgärtner. Nach der offiziell nach einem Jahr beendeten Begleitung verabredeten wir uns regelmäßig zum Essen. Er bestimmte den Tag, die Zeit, die Dauer. Er lebte noch acht Jahre, hatte sich in dieser Zeit noch einmal in eine wesentlich jüngere Frau verliebt und das Glück der Geburt eines Enkelsohnes, den er mit viel Freude und viel Liebe noch drei Jahre lang erleben konnte.

Marianne Köster, ehrenamtliche Mitarbeiterin

Ein berührender Moment

Frau M. wohnte im Haus ihrer Tochter. Ihr Ehemann war bereits vor Jahren verstorben. Sie war aufgrund ihrer Erkrankung bettlägerig. Als ich kam, schien sie sehr schwach, begrüßte mich aber lächelnd.

vier Generationen für einen Augenblick eng beieinander. Ich bin sehr dankbar, dass ich diesen Moment erleben durfte.

Monika Krug, ehrenamtliche Mitarbeiterin

Kurze Zeit später betrat die Tochter von Frau M. gemeinsam mit ihrer Enkelin das Zimmer. Die Enkelin trug ihr wenige Wochen altes Baby auf dem Arm und legte es zu Frau M. auf das Bett. Frau M. berührte mit ihrer schwachen Hand den Kopf des Urenkels, sah glücklich aus.

Für mich war es ein sehr berührender Moment:



Wer hilft bei Fragen?

Stationäres Hospiz

Hospizleiterin Christine Seiler

Tel 7 68 83-1 02, stationaeres-hospiz@nbhs.de

Sozialarbeiterin Almuth Lohoff

Tel 7 68 83-1 03, sozialarbeit-hospiz@nbhs.de

Ambulanter Hospizdienst

Koordination Stefan Schütz, Carmen Dietrich

Tel 7 68 83-1 04, -1 05

ambulantes-hospiz@nbhs.de

Sozialstation Friedenau

Bundesallee 50, 10715 Berlin, Tel 85 40 19-3 (24 Std.)
sozialstation-bundesallee@nbhs.de

Spenden

Nachbarschaftsheim Schöneberg
DE95 3702 0500 0003 1062 05
BFSWDE33BER (Bank für Sozialwirtschaft Berlin)

Unsere Adresse

Hospiz Schöneberg-Steglitz
Kantstraße 16, 12169 Berlin (Steglitz)

Was sie nur mir anvertraute

Meine Begleitung dauerte nur fünf Monate. Ich besuchte sie zuerst in ihrer Wohnung, dann im Pflegeheim und zuletzt im Krankenhaus, wo sie auch verstarb. Sie erzählte nicht viel aus ihrem Leben, es lohne sich nicht, meinte sie. Aber in ihren letzten Wochen vertraute sie mir das schreckliche Versagen an, unter dem sie litt. Sie hatte Angst vor dem, was nach ihrem Tod kommen würde. Würde sie trotz ihres Versagens in den Himmel kommen? Oder wartete ein Strafgericht auf sie in der Hölle? Damals, als das mit der Tochter passierte, war die Mutter noch so jung, und gegen ihren Ehemann – der inzwischen gestorben war – konnte sie sich nicht wehren. Ich versuchte, sie zu trösten und sie von einem barmherzigen Gott zu überzeugen. Manchmal gelang es mir auch.

Auf ihrer Beerdigung kam ich mit der Freundin ins Gespräch, die sich all die Jahre liebevoll um sie gekümmert hatte. Ich erzählte der Freundin von den Gewissensqualen, die die Verstorbene wegen der verstoßenen

Tochter hatte, von der Angst vor der Strafe Gottes. Das junge Mädchen wurde damals von den Eltern aus der Wohnung geworfen, weil es nicht so leben wollte, wie der Vater es ihr vorschrieb. Und die Mutter ließ es geschehen. Seither gab es keinen Kontakt mehr zu der Tochter. Vielleicht lebte sie schon längst nicht mehr, auch das wusste die Verstorbene nicht. Die Freundin war entsetzt. Sie hatte immer den Eindruck gehabt, dass die Verstorbene ihren Frieden mit dem »Versagen« von damals gemacht hatte. Der Freundin hatte sie nie von diesen Ängsten erzählt. Warum hatte sie ihr das verschwiegen? Warum erzählt sie das gerade einer mehr oder weniger fremden Person? Hatte die Verstorbene kein Vertrauen mehr zu der Freundin?

Hätte ich geahnt, dass die Freundin nichts wusste von diesen Seelenqualen der Verstorbenen, hätte ich geschwiegen. Ich hatte einfach nicht daran gedacht, dass wir Sterbebegleiterinnen manchmal ins

Vertrauen gezogen werden, gerade weil wir Fremde sind. Weil wir keine gemeinsame Geschichte haben und keine Erwartungen, und weil die Menschen keine Rücksichten bei uns nehmen müssen.

*Karola Weber,
ehrenamtliche Mitarbeiterin*



Dankeschön und Bitte

Es ist Zeit, allen Autorinnen und Autoren zu danken, die sich zum Schreiben haben anzetteln lassen, auch wenn das nicht ihre Lieblingstätigkeit war. Der Newsletter hat durch ihre unterschiedlichen Stimmen und Farben gelebt und wurde deshalb von vielen

Menschen und Einrichtungen genau dafür geschätzt. Und für den Fall eines neuen Newsletterformats: Bleibt dabei, schreibt Eure Ideen und Erlebnisse auf und sorgt dafür, dass der Hospizgedanke Menschen berührt und zum Mittun anregt.

Können Bienen lesen?

Wir spazieren im Schneckentempo, sie mit Rollator, zum nächsten Café, das sich hoffentlich in Bälde auftut. Dabei kommen wir an einem Wiesenstück entlang, Sträucher wurden zuvor abgesäubert, das Areal mit einem 5 cm hohen Band umgrenzt.

Wir finden ein Schild: Das ist eine Wiese für Wildbienen. Wir fragen uns, woher sollen die Tiere wissen, dass sie dahin kommen können, um zu Hause zu sein oder was auch immer? Können die lesen? Das amüsiert uns an dem Tag noch und immer wie-

der, wenn wir uns treffen. Zugegeben, ich habe inzwischen eine Freundin, die einen Garten hat, dazu befragt. Auf der Wiese werden wohl Wildblumen gesät, deren Duft dann die Bienen anzieht. Trotzdem haben meine Begleitung und

ich seither einen Runninggag und freuen uns darüber.

*Ingrid Watzka,
ehrenamtliche Mitarbeiterin*



Das erste Mal

»Smooth Operator«, »The Sweetest Taboo«, »Hang On to Your Love« – fast immer wenn ich Herrn G. in seinem Zimmer besuche, läuft eine CD von Sade. Der softe Gesang der britisch-nigerianischen Soul- und RnB-Sängerin bildet den Klangteppich für unsere Gespräche. Ich habe den Eindruck, dass die Musik Herrn G. hilft, sich zu öffnen und über seine nicht einfachen Familienverhältnisse zu sprechen. Die Beziehung zu seinen Eltern ist kompliziert, und erst seit Kurzem hat er wieder Kontakt zu seiner erwachsenen Tochter, von der er sehr liebevoll spricht. Immer wieder schwingt aber auch Traurigkeit mit, weil klar ist, dass die verbleibende gemeinsame Zeit kurz sein wird.

Wenige Wochen nach Beginn der Begleitung ein Anruf aus dem Hospiz – der Zustand von Herrn G. hat sich unerwartet schnell verschlechtert. Ich mache mich sofort auf den Weg in die Kantstraße. Für mich wird es das erste Mal sein, dass ich einen sterbenden Menschen in seinen letzten Stunden begleite.

Als ich das Zimmer von Herrn G. betrete läuft leise Musik. Seine Tochter ist schon da und auch seine Eltern sind gekommen. Sie halten Abstand und möchten, dass ich mich

zu ihrem Sohn ans Bett setze. In den nächsten zwei Stunden versuche ich zu ergründen, was Herr G. gerade braucht. Wische ihm den Schweiß von der Stirn, befeuchte seine Lippen und halte ab und an seine Hand. Auch in den letzten Minuten. Als sich die Atmung von Herrn G. verändert, bitte ich seine Tochter eine CD von Sade einzulegen. Ob deren Stimme Herrn G. noch erreicht hat, weiß ich nicht. Die Vorstellung, dass er mit den Klängen seiner Lieblingsmusik im Ohr gestorben ist, berührt mich aber auch heute noch – 11 Jahre später.

*Sabine Gerlach,
ehrenamtliche Mitarbeiterin*



Von der Schönheit der Seele

Pater Friedrich* lag mit einer Lungenerkrankung bei uns. Es kam der Tag, an dem ich dem Neffen sagen musste, dass die Zeit des Abschiednehmens gekommen sei.

Auf meine Frage, ob es noch jemanden in der Familie gäbe, der von diesem Abschied wissen müsse, antwortete er zögernd: »Meine Tochter Alma hängt an ihrem

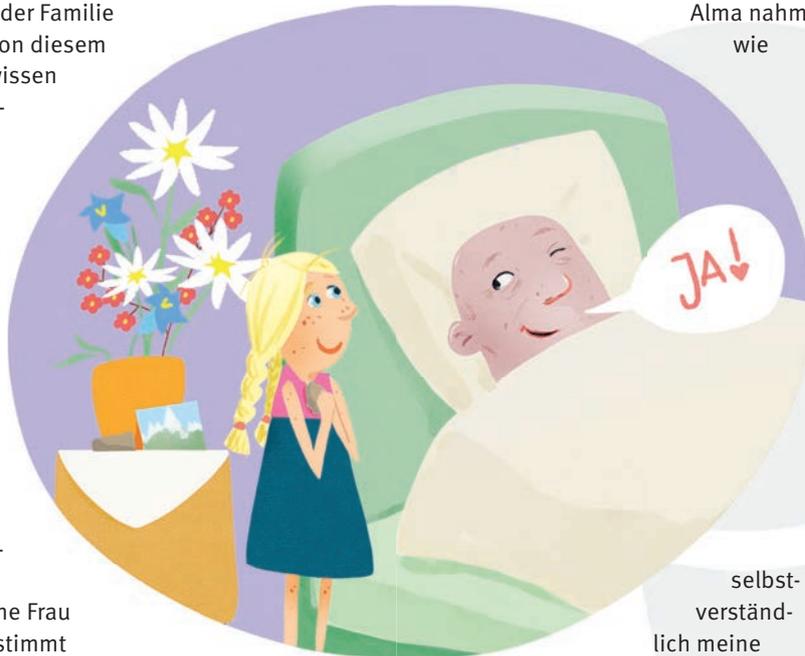
Onkel.« Ich bat ihn, Alma zu fragen, ob sie kommen wolle.

»Nein, meine Frau will das bestimmt nicht. Sie selbst hat Angst vor dem Sterben.« Nun, ich musste mich um andere Gäste kümmern, machte aber zum Abschied die Notwendigkeit einer Entscheidung noch einmal deutlich.

Zwei Stunden später: Ohne Ankündigung stand zu meiner Überraschung der Neffe im Flur, an seiner Hand Alma, neun Jahre alt, semmelblonde Zöpfe, Sommersprossen in einem offenen Gesicht mit hellen, wachen Augen. Auf dem Treppenabsatz ihre Mutter mit großem Abstand.

Ich hatte kurz zuvor Pater Friedrich Morphium gegeben, er lag tief schlafend. Die Eltern des Mädchens wollten nicht mit hingehen – ich sollte ihre

Tochter begleiten. Alma nahm wie



selbstverständlich meine Hand, und auf dem

Weg zum Zimmer sagte ich spontan: »Alma, Dein Onkel sieht jetzt anders aus als noch vor einer Woche. Aber vergiss nicht, seine Seele ist genauso schön wie vorher.« Ich hatte in dieser Zeit das Thema »Schönheit« mit anderen Menschen in einer Kirchengemeinde bedacht und war selbst über diese meine Aussage in diesem Augenblick überrascht. Alma nickte nur und ging zielstrebig zur Zimmer-

Stille. Pater Friedrich atmete etwas schwer und schien weit weg zu sein. Was tun? Wie diesen Abschied jetzt gestalten? Mein Blick fiel auf einen Stein, den der Gast von seiner letzten Bergwanderung mitgebracht hatte – Bergwandern, eine Liebe von uns beiden. Und in die Stille hinein fragte ich wider besseres Wissen: »Pater Friedrich – Alma steht neben mir, um sich von Ihnen zu verabschieden. Darf sie den Stein von Ihrem Nachtschränkchen mitnehmen?«

Das Wunder geschah: Der Gast öffnete die Augen, lächelte und sagte ganz leise »ja«. Dann schloss er die Augen – Stille.

Alma nahm den Stein, dann wieder meine Hand, schaute noch einmal ihrem Onkel in das Gesicht und wir gingen aus dem Zimmer.

Das Vertrauen des Kindes und der gemeinsam erlebte Abschied gehören zu den größten Geschenken in meiner Zeit als Krankenschwester im Hospiz.

*Die Namen wurden geändert.

*Cornelia Trantow,
Qualitätsbeauftragte im Hospiz*

IMPRESSUM

Gastfreundschaft

Hospiz Schöneberg-Steglitz, Newsletter Nr. 1/2024,
hg. Nachbarschaftsheim Schöneberg Pfliegerische Dienstleistung GmbH, Holsteinische Straße 30, 12161 Berlin
Redaktion: Stefan Schütz · Illustrationen: Antje Hagemann

Produktion: dialo^go® | dialo^go.de
Auflage: 3 000

→ sunken. Dann plötzlich hob er den Blick, strahlte mich an und sagte: »Macht das einen Spaß!« – Was für ein Geschenk!

Sabine Würich,
ehrenamtliche Mitarbeiterin



Von Engeln und Himmelskörpern

Es war eine meiner ersten Begleitungen. Ich lernte sie vor vielen Jahren kennen. Als ich ihre Wohnung betrat, fielen mir gleich die vielen Engelsfiguren auf, die sie überall aufgestellt hatte. Wir kamen gut miteinander ins Gespräch, und schnell stellten wir fest, dass wir uns beide für Astrologie interessierten. Die Astrologie war ein Tür-

öffner und auch die Tatsache, dass ich den Astrologen, der ihr ein Horoskop gestellt hatte, persönlich kannte. Meine Begleitete hatte privat nicht viel Glück, ihr schwieriges Beziehungsleben war deshalb häufiger Thema, wenn sie ihr Herz ausschütten musste. Die Krankheit schritt unter den Augen ihrer Engel voran. Es war



klar, dass sie es alleine zu Hause nicht schaffen würde. Als wir über eine mögliche Aufnahme im stationären Hospiz sprachen, sah sie diese Einrichtung als Vorhof zum Himmel, sie, deren Name der eines Erzengels war.

Barbara Ihnow,
ehrenamtliche Mitarbeiterin

Das Glasauge

Ein Gast, eine gut gekleidete, sehr auf gutes Aussehen bedachte Frau, zieht ein. Sie hat aufgrund eines Tumors ein Glasauge. Und zwar nicht nur ein Glasauge, sondern auch eine Hautplastik drum herum. Das künstliche Auge ist geschminkt, Lidschatten, Wimperntusche ... Der Nachteil ist, dass das gesunde Auge farblich abgestimmt geschminkt werden muss. Die Frau ist sehr offen, sie antwortet bereitwillig auf all unsere Fragen, erzählt auch, wie sie sich seit Jahren schon in Selbsthilfegruppen für Menschen mit Gesichtsprothesen engagiert.

Im Nachtdienst höre ich sie beim Kontrollgang laut schnarchen, sie scheint gut zu schlafen, aber als ich ins

Zimmer gehe, schaut sie mich hellwach an. Was nun? Ich spreche sie lachend an: »Sie sind ja wach!« Sie schnarcht weiter. – Oh, nur das künstliche Auge ist »wach« ...

Einige Wochen später sitzt sie in der Küche, sie hat uns mittlerweile alle bezirzt mit ihrem Charme. Sie unterhält die ganze Runde der Gäste und Pflegenden. Einmal erzählt sie besonders witzig, kriegt einen heftigen Lachanfall und schwupps hüpf ihr das Auge mit Umgebung quer über den ganzen Tisch.

Und, oh Wunder, kein betretenes Schweigen, sondern lebhaftes Lachen erfüllt den Raum.

Anne Aslan, ehemalige Krankenschwester
im stationären Hospiz

Für kurze Zeit im Paradies

Meine Bekanntschaft mit Herrn E. währte nicht lang. Herr E., 78 Jahre alt, ehemals Sänger, litt an COPD und wohnte allein. Er hatte sich eine Begleitung gewünscht, auch um mal aus seiner Wohnung rauszukommen. Meinen ersten Besuch sagte er ab, weil er gerade sehr an Atemnot litt. Beim zweiten Versuch fiel ihm das Sprechen schwer und er berichtete, dass er in der Nacht eine Panikattacke erlitten und seinen Freund gebeten habe, zu ihm zu kommen. Vor der nächsten Nacht graue ihm schon. Er wisse nicht, wie es weitergehen könne.

Vor dem nächsten verabredeten Besuch rief ich wie vereinbart vorher an, um zu hören, ob es ihm ausreichend gut gehe für einen Besuch. Herr E. sagte, es gäbe Neuigkeiten. Er komme in zwei Tagen ins Hospiz. Am nächsten Tag rief er an: ob ich jemanden an der Hand hätte, der ihm ein paar Sachen einpacken könne. Ich bin dann gegen Abend zu ihm und habe auf seine Bitte hin noch ein paar Kleinigkeiten, im Wesentlichen Kosmetikartikel und Andenken, zusammengesucht und eingepackt. Wäsche und Kleidung standen schon verpackt im Wohnzimmer. Auf meinen Wegen durch die Wohnung wurde deutlich, dass es mit dem Alleinwohnen nicht nur wegen der Angst vor den

Nächten nicht mehr gut ging, sondern nur im Wohnzimmer noch ein Anschein von Normalität aufrechterhalten worden war. Herr E. war erleichtert über den bevorstehenden Umzug. Der Abschied von seiner Wohnung schien ihm nicht schwerzufallen. Nach einiger Zeit kam sein Freund, der noch Verschiedenes für ihn besorgt hatte und auch den Transport am nächsten Tag



Bei meinem nächsten Anruf wenige Tage später war Herr E. schon verstorben.

Sein Aufenthalt im Paradies war nur von kurzer Dauer. Bestattet worden ist er anonym. Nichts er-

Christine Pott,
ehrenamtliche Mitarbeiterin

zeigen. Da war ich sehr froh, dass ich mir die Zeit genommen hatte, ihm beim Packen seiner persönlichen Sachen zu helfen.

Zwei Tage später habe ich ihn im Hospiz besucht, und wir haben uns zum ersten Mal länger unterhalten können. Herr E. erzählte von seiner Familie, dass er auch Sterbebegleiter war, wie er Sänger wurde und wo er gelebt und gearbeitet hat. Ausgetauscht haben wir uns über Museen und Städte und dabei gemeinsame Interessen festgestellt. Den Aufenthalt im Hospiz empfand Herr E. so, als sei er »im Paradies gelandet«. Er freute sich über seine frisch gewaschenen Haare, das schmackhafte Essen, die freundliche Bewirtung seiner Besucher und die Terrasse mit Sonnen- bzw. Regenschirm zum Rauchen. Ich ging mit dem Gefühl, dass eine schöne Begleitung begonnen hatte.



Sie kam zu uns aus dem Krankenhaus. Die Diagnose hatte erst vier Wochen vorher stattgefunden, ein Lungentumor mit vielen Metastasen. Sie wollte nicht bei uns sein, eine alleinlebende Frau, ein schwieriges

Zweierlei Schweigen

Ein Mann mittleren Alters liegt auf der Palliativstation im Universitätsklinikum, von dort wird um eine Sitzwache gebeten. Der Mann hat auf der Straße gelebt, Angehörige aus Westdeutschland sind auf dem Weg nach Berlin. Als ich das Zimmer betrete, liegt der Mann im Koma, ruhig atmend, auf dem Rücken liegend im Bett. Ich begrüße ihn und sage ihm, dass ich hier bin, weil seine Familie aus Westdeutschland nicht so schnell anreisen kann, lese ihm vor, summe eine ruhige Melodie, und plötzlich kommt eine Gruppe junger Mediziner/innen, ca. zwanzig Personen, mit ihrer Dozentin ins Zimmer. Die Dozentin erklärt übergangs- und teilnahmslos die Situation des Patienten.

Mitten in ihrem Vortrag gibt es einen lauten und tiefen Atemzug, der Brustkorb des Mannes hebt und senkt sich, es hat den Anschein, als ob er sich aufrichten will. Ringsum betretenes Schweigen, dann verlässt die Gruppe wortlos das Zimmer.

Bei mir kommen Gedanken und Bilder: »Da hatte ich doch noch einen großen Auftritt mit Publikum« und »Jetzt hab ich meine Ruhe!«

Das Verhalten der Dozentin fand ich befremdlich, und irgendwann musste ich innerlich

An der Kante

Leben, teilweise ohne Wohnung, teilweise sehr gewalt- und alkoholgeprägt. All das schon eine Weile her, mittlerweile arbeitete sie als Pflegehelferin.

Nach einigen Tagen bei uns war sie weg. Die Hospiztür ist nicht abgeschlossen. Sie wollte nicht bei uns sein und – so schien es im Nachhinein – auch nicht in diesem Leben.

Als sie wieder auftauchte und berichtete, was gewesen war, wurde sie für eine kurze Zeit in eine psychiatrische Abteilung eines Krankenhauses verlegt, kam aber bald wie-

Almuth Lohoff,
Sozialarbeiterin im stationären Hospiz

Ein Steinwurf entfernt

Meine Versuche, mit ihr in Kontakt zu treten, wehrte die Frau ab, und als ich ihr vorschlug, ihr eine Palliativärztin und eine ehrenamtliche Begleiterin zu vermitteln, die sich um ihren Sohn kümmern könnte, lehnte sie vehement ab. Ich dachte nicht lange nach und erklärte ihr, dass ich mich angesichts ihres Sohnes und ihres Zustandes über ihr Verbot hinwegsetzen würde.

Ingrid Zingler, ehrenamtliche Begleiterin



Nur einen Steinwurf entfernt

Der Anruf kam am späten Nachmittag, kurz vor unserem monatlichen Treffen mit den Ehrenamtlichen. »Meine Ex-Frau ist schwer krebserkrank. Mein Sohn hat mich angerufen. Er sagt, es geht ihr nicht gut. Ich selbst kann nicht hinfahren, ich lebe in Süddeutschland. Können Sie mal nachsehen?« Zum Glück wohnte die Frau gleich um die Ecke, und so machte ich mich auf den Weg.

Ein ca. 12-jähriger Junge öffnete mir die Tür, verängstigt, ohne Worte. Er verschwand gleich in seinem Zimmer, wo ein Computerbildschirm leuchtete. Manchmal scheint sich das Leid der Menschen wie ein Film auf alle Gegenstände und Möbel zu legen, ein grauer Film, der alle Farben egalisiert. Auf einem verschlissenen Sofa lag die sterbende Frau, auf den ersten Blick unter Schmerzen, die Augen weit geöffnet und starr auf etwas gerichtet, dass ich nicht erkennen konnte.

Der Tod war sehr schnell eingetreten. Eine schlichte Kerze half, der besonderen Situation einen Rahmen zu geben und den grauen Film verschwinden zu lassen. Der Sohn, der sich die ganze Zeit in sein Zimmer zurückgezogen hatte, konnte sich von seiner Mutter verabschieden. Die Eltern eines Schulfreundes erklärten sich bereit, den Jungen zu sich zu nehmen, bis der Vater aus Süddeutschland eintreffen würde.

Es dauerte eine Weile, bis sich unsere Aufregung und unser Entsetzen gelegt hatten. Viele Gedanken und Fragen schwirten durch den Raum: Wie lange ging das schon – nur einen Steinwurf vom Hospiz und der Wohnung der Ehrenamtlichen entfernt? Was hatte der Sohn schon alles erleben müssen? Hatte er sich jemandem anvertraut? Warum hatte sich seine Mutter – selbst Ärztin – so schwergetan, Hilfe anzunehmen?

Irgendwann versiegte das Gespräch. Still saßen wir dort, schauten aus dem Wintergarten in den Nachthimmel. Zwischen uns zwei Gläser und eine leere Flasche Sekt.

Was dann geschah, war eines der kleinen Wunder, die ich nicht nur einmal erleben durfte: Nach zwei kurzen Telefonaten hatten sich eine Palliativärztin und eine Ehrenamtliche bereit erklärt, sich

umgehend auf den Weg zu machen. So konnte ich erst einmal beruhigt ins Hospiz zurückkehren. Nach der Veranstaltung im Hospiz rief ich die Ehrenamtliche an. Ich erfuhr, dass die Frau in der Zwischenzeit verstorben war. Kurzentschlossen verabredeten wir uns bei der Ehrenamtlichen, um uns auszutauschen.

Stefan Schütz, Leiter Ambulanter Hospizdienst



Stefan Schütz, Leiter Ambulanter Hospizdienst

Rheinland

In einer meiner ersten Begegnungen treffe ich einen Mann mit Glioblastom. Er hat wohl in besseren Zeiten Gitarre gespielt und Lieder geschrieben. Vielleicht finde ich ja über die Musik eine Verbindung zu ihm. Aber seine Sprache ist durch den Tumor schon so weit gestört, dass seine Sätze für mich keinen Sinn mehr ergeben. Ich versuche, mich in vagen Antworten durch das, was ich verstehe und das, was ich rate, hindurchzutasten. Die Atmosphäre ist freundlich – aber ob wir miteinander oder aneinander vorbereiten, weiß ich nicht. Was ich aber höre, ist sein rheinischer Tonfall. Ich wechsle also ebenfalls in meinen heimatischen Dialekt – und hier reagiert er ganz un-

mittelbar und sehr positiv. Die weitere Unterhaltung bleibt inhaltlich rätselhaft, schwingt aber musikalisch hin und her in rheinischen Klängen. Ich gehe hinaus mit einem Lächeln und einem Gefühl von rätselhaftem Sinn.

Ulrike Brand, ehrenamtliche Mitarbeiterin

Marianne Köster, ehrenamtliche Mitarbeiterin

Geschenkte Jahre

Durch die Vermittlung unseres Hospiz-Koordinators lerne ich im Krankenhaus Herrn S. (ca. 60 Jahre alt) kennen, den ich offiziell ein Jahr begleitete. Er will auf keinen Fall operiert werden, ist aber weiterhin in ärztlicher Begleitung und bekommt Opiate zur Schmerzlinderung. Innerhalb dieses Jahres erklärt er bestimmt: »Ich will mindestens noch drei Jahre leben!« Er ist Alt-Sechziger mit langen flusigen Haaren. Ich habe ihn nie ohne Hut und Anzug erlebt, und er strahlte eine große Würde aus. Er hat viel in seinem Leben er-

lebt als Künstler, als Theatermensch, auch als Chauffeur und Friedhofsgärtner. Nach der offiziell nach einem Jahr beendeten Begleitung verabredeten wir uns regelmäßig zum Essen. Er bestimmte den Tag, die Zeit, die Dauer. Er lebte noch acht Jahre, hatte sich in dieser Zeit noch einmal in eine wesentliche jüngere Frau verliebt und das Glück der Geburt eines Enkelsohnes, den er mit viel Freude und viel Liebe noch drei Jahre lang erleben konnte.

Marianne Köster, ehrenamtliche Mitarbeiterin

Ulrike Brand, ehrenamtliche Mitarbeiterin

Marianne Köster, ehrenamtliche Mitarbeiterin

